

Hochsprache und Volkssprache in Indien¹

HERMANN BERGER

Unter den zahlreichen Problemen, mit denen das moderne Indien zu ringen hat, ist wohl kaum eines mit solcher Leidenschaft und Ausdauer diskutiert worden wie das der Sprache. Kaum eine Zeitung oder Zeitschrift versäumt es, laufend über den Stand der Diskussion und über die neuesten Vorschläge zu berichten, kaum ein Jahr vergeht, in dem es nicht zu heftigen, manchmal blutigen Auseinandersetzungen darüber kommt, kaum einen gebildeten Inder gibt es, der nicht bereit wäre, mit einem wortreich darüber zu diskutieren. Die Fragestellung ist bekannt: Der indische Subkontinent ist zwar früh zu einer religiös-kulturellen, aber niemals zu einer sprachlichen Einheit zusammengewachsen. Das indogermanische Sanskrit, einst die Umgangssprache aller in Nordindien eingewanderten arischen Stämme, ist im Mittelalter endgültig in verschiedene Sprachen zerfallen, unter denen heute keine Verständigung mehr möglich ist, während der Süden von Anfang an sein vom Sanskrit ganz unabhängiges, gleichfalls in stark unterschiedene Varietäten gespaltenes dravidisches Idiom beibehalten hat. Als dann im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts der gesamte indische Subkontinent von den Engländern gewaltsam politisch geeinigt worden war, war eine gemeinsame Verwaltungssprache zu einer unumgänglichen Notwendigkeit geworden. Als natürliche Lösung bot sich damals — und nicht nur für die herrschenden Engländer — das Englische an, und es ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Daß sich seit der Zeit jeder gebildete Inder auf der Hochschule und im öffentlichen Leben in einer ihm fremden, in einem von dem seinen grundverschiedenen Milieu geprägten Sprache ausdrücken mußte, bedeutete für ihn eine weitgehende dekadente neuer Impulse dringend bedürftige Kultur zweifellos eine wertvolle Denkschulung, wurde aber zugleich eine Quelle schwerer Minderwertigkeitskomplexe und quälender geistiger Unsicherheit.

Lange Zeit war für diese Problematik in Europa so gut wie kein Interesse vorhanden. Sofern die Sprachenfrage eines so fernen Landes wie Indien überhaupt je hätte die Gemüter erregen können, so galt sie durch die Eingliederung Indiens ins englische Weltreich als gelöst, und tendenziös gefärbte Beschreibungen der Kolonialherren von einer geradezu babylonischen Sprachverwirrung, für die die Einführung des Englischen eine wahre Erlösung bedeutet habe, trugen nur dazu bei, diesen Zustand als endgültig zu betrachten. Aber heute ist das ja ganz anders. Das Verhältnis der westlichen Länder zu den asiatischen ist bereits Diskussionsgegenstand breiter Kreise geworden, und wenn es auch zutiefst zu bedauern ist, daß der Eintritt der östlichen Welt in unsern Gesichtskreis fast ausschließlich als das Schreckgespenst der Überbevölkerung oder der drohenden Bolschewisierung, bestenfalls noch als ein rein wirtschaftlich-finanzielles Problem erlebt wird, so haben wir doch Grund zu der Hoffnung,

¹ Unveränderter Wortlaut der am 23. 6. 1965 an der Universität Heidelberg gehaltenen Antrittsvorlesung

daß wir hierin die schattenhaften Vorboten einer wirklichen, geistigen Begegnung von Ost und West sehen dürfen. Ob und wieviel die heute mit solchem Eifer vorangetriebene sog. Entwicklungshilfe den Indern bisher wirklich genützt hat, wird sich zur Gänze wohl erst in der Zukunft entscheiden lassen; feststeht aber jetzt schon der ungeheure Gewinn, den der Westen bei diesem Handel davongetragen hat: er besteht darin, daß ungezählte Europäer und Amerikaner gezwungen werden, sich in der Lebenspraxis mit einer völlig fremden, aber dabei nicht pathologischen, sondern von der Würde uralter Geisteskultur getragenen Mentalität auseinanderzusetzen.

Zu den vielen interessanten Neuentdeckungen, die für den Europäer heute noch in dieser Kultur bereitliegen, gehört nun auch das vollkommen andersgeartete Verhältnis des Inders zur Sprache. Freilich, mancher kann Jahrzehnte in Indien sein, ohne in der indischen Sprachenfrage viel mehr zu sehen als eine Variante der Probleme, wie sie auch europäische Minderheiten kennen; es gehört dazu neben einer Beobachtungsgabe, die etwas hinter die äußere Fassade zu dringen vermag, vor allem die Bereitschaft, auch sonderbare Züge der fremden Kultur zunächst gelassen auf sich wirken zu lassen, ohne gleich mit Kritik oder Besserungsvorschlägen darüber herzufallen. Wer diese Bereitschaft aufbringt, wird denn auch bald lernen, eine Fülle von scheinbar verschiedenen Verhaltensformen und Diskussionsargumenten aus einigen wenigen Grundvorstellungen abzuleiten, die heute wie vor 1000 Jahren das sprachliche Denken des Inders bestimmen.

Worum es hierbei in erster Linie geht, kann man sich zunächst an einem europäischen Beispiel schon etwas klarmachen. Auch in unserm Kulturkreis können wir leicht zwei Arten von Sprachauffassungen unterscheiden, von denen wir die eine die „normative“, die andere etwa die „beschreibende“ nennen können. Ein gutes Beispiel für die normative Sprachbetrachtung liefert das Französische: die Hochsprache wird hier als gegebene Norm verstanden, bei dem jedes Abweichen als Sprachfehler gilt und über deren Einhaltung eine eigene Behörde, die „Académie française“, wacht. Die „beschreibende“ Auffassung — ich habe leider keinen besseren Ausdruck gefunden — scheint dagegen besonders im Englischen verkörpert zu sein; dort gibt es zwar auch eine Norm, ohne die ja keine Kultursprache leben kann, aber sie wird als im ständigen Wandel begriffen erlebt, und die Arbeit des Sprachpflegers besteht im besten Falle in der Mitteilung, wie „man“ gerade sagt. Ohne weiteres sind auch die Grenzen der beiden Auffassungen auf den ersten Blick erkennbar, und zwar für uns Europäer deutlicher in der normativen Sprachauffassung: daß das Sprechen einer Sprache und das Reflektieren darüber zwei ganz verschiedene, zunächst keineswegs miteinander verbundene Tätigkeiten sind, und daß die Redeweise der breiten Volksschichten sich um Vorschriften keinen Deut schert, sondern sich in jedem Augenblick wandelt und gleichsam besserwisserisch neue Ausdrucksformen anstrebt, ist eine Tatsache, deren Allgemeingültigkeit erst die moderne Sprachwissenschaft voll erwiesen hat. Der normativen Sprachbetrachtung bleibt demnach nichts anderes übrig, als entweder allgemein durchgedrungene Neuerungen nachträglich zu sanktionieren, oder aber einen Auseinanderfall von Literatur- und Umgangssprache in Kauf zu nehmen; tatsächlich sind beide Tendenzen im französischen Sprachleben bis zu einem gewissen Grade erkennbar. Aber auch die „englische“ Auffassung ist gar nicht so unproblematisch, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Wenn die Kontinuität der Norm gewährleistet sein soll, muß man ein Kriterium finden, mit welchem man feststellen kann, welche von mehreren Redeweisen die „richtige“ ist, und das kann bei der zweiten Auffassung nur die Zugehörigkeit zu einer bestimmten

sozialen Gruppe sein, die von andern als vorbildlich anerkannt wird. Die Kontinuität der Sprachkultur hängt somit sehr weitgehend an dem ständigen sozialen Übergewicht einer einzelnen Gruppe und deren ständigen Anerkennung durch ein gewisses Klassendenken: beides Umstände, die der englischen Kultur bis heute beschieden waren.

Betrachten wir nun den indischen Sprachraum mit der soeben nur skizzenhaft und sehr vereinfacht aufgestellten Begriffsbildung, so kann kein Zweifel daran bestehen, daß wir in ihm — wie fast in allen orientalischen Hochkulturen — eine extreme Ausbildung der von uns „normativ“ genannten Sprachauffassung finden, die nachträglich den gesamten Westen der zweiten, „beschreibenden“ Auffassung zuweist; der Gegensatz, den wir zwischen zwei europäischen Sprachkulturen finden konnten, erscheint nur angedeutet und verblaßt vollständig gegen die gewaltige Opposition, die sich hierin zwischen Ost und West auftut. Tatsächlich läßt sich die gesamte indische Sprachgeschichte deuten als der teils erfolgreiche, teils verzweifelte Versuch, der Kultur eine einmal festgesetzte Sprachform überzustülpen, oder, später resignierend, sie dem Kulturbewußtsein wenigstens als die einzig wahre, wenn auch nicht mehr erreichbare Sprachform darzustellen. Wer also eine der wesentlichsten Tendenzen im heutigen Sprachleben erfassen will, muß sich einen Blick dafür erwerben an den mannigfachen Metamorphosen, die sie im Laufe der uns überschaubaren dreieinhalbtausend Jahre alten indischen Sprachgeschichte durchgemacht hat.

Die Hoch- und Literatursprache, die zu bewahren und von allen vulgären und dialektischen Einflüssen freizuhalten seit den ältesten Zeiten die Inder bestrebt waren, ist das Sanskrit. Es ist ein Zweig der indogermanischen Sprachfamilie, der wie alle andern verwandten Sprachen in Europa schon vor seiner ersten schriftlichen Fixierung zahlreiche lautliche und grammatische Veränderungen durchgemacht hat, und irgendwann muß es ja auch einmal die gesprochene Umgangssprache breiterer Schichten gewesen sein. Aber dies verliert sich für uns im Dunkel der Geschichte, und für den Inder war das Sanskrit zu allen Zeiten eine fertig vorgegebene Sprachform ohne vorherige Entwicklung, eine Auffassung übrigens, die sich auch in Europa in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts längere Zeit gehalten hat. Von Anfang an tritt auch das Sanskrit als das Vorrecht eines bestimmten Standes auf, nämlich der Brahmanen, denen in der sozialen Hierarchie der absolute Vorrang zusteht; über dem Privileg wurde mit solcher Strenge gewacht, daß es den unteren Kasten sogar verboten war, Sanskrit zu lernen und die darin verfaßten heiligen Schriften zu lesen. Freilich kann der Unterschied zwischen Hoch- und Umgangssprache auch in der älteren geschichtlichen Zeit noch nicht sehr groß gewesen sein und wird sich wohl auf seiten der Umgangssprache auf einige phonetische Verschleifungen und auf Vulgarismen im Wortschatz beschränkt haben. Noch die ersten Dokumente in der mittelindischen Volkssprache, die Inschriften des Kaisers Aśoka aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert, zeigen im nordwestindischen Randgebiet noch einen Lautstand, der sich nur geringfügig von dem des klassischen Sanskrit unterscheidet (während der Osten und die zentralen Teile schon stark geneuert haben), und die Sprache des Pali-Kanons hat mit einigen Ausnahmen noch alle wichtigen grammatischen Formkategorien erhalten. Man darf also annehmen, daß einige Jahrhunderte früher die Unterschiede zwischen Hoch- und Umgangssprache nicht bedeutender waren, als etwa zwischen dem Hochdeutschen und seinen vulgären Varianten in norddeutschen Städten.

Ein wirklicher Bruch ist für uns erst in den Aśoka-Inschriften und im Pali-Kanon, von denen bereits die Rede war, erkennbar. Sicher lag das plötzliche Umschwenken vom Sanskrit auf die mittelindische Volkssprache in einem Hauptwesenszug des

Buddhismus begründet, der alle Kreise des Volkes der Erlösung zu Lebzeiten für fähig hält und daher auch die Sondersprache der privilegierten Kaste nicht für die Predigt und den Kultus brauchen konnte, aber dieser Schritt war eben nur möglich, weil Sanskrit und Umgangssprache sich inzwischen zu deutlich verschiedenen Sprachformen, nicht mehr zu bloßen Varianten ein und derselben, entwickelt hatten. Das sprachliche Selbstbewußtsein der nichtbrahmanischen Volkskreise regte sich stark in diesen vorchristlichen Jahrhunderten, die Spaltung in oben und unten, bislang dem allgemeinen Kulturbewußtsein noch gar nicht recht bewußt geworden, wurde durch die Gründung mittelindischer Schriftsprachen mit Nachdruck zur Offenbarung gebracht; es sah eine Zeitlang ganz so aus, als würde wie in Europa die Volkssprache allmählich den Sieg davontragen und in steter Entwicklung das Sanskrit schrittweise aus allen Teilen der Literatur verdrängen. Aber es sollte anders kommen. Von der Zeitenwende an begann der Buddhismus, sicherlich die Hauptstütze der neuen Bewegung, immer mehr an Einfluß in Indien zu verlieren, und mit dem geistigen Impuls des Buddhismus versank auch der erste indische Versuch, die retrospektiv-normative Sprachbetrachtung durch eine natürliche, gegenwartsorientierte zu ersetzen. In einem beispiellosen Siegeslauf konnte das Sanskrit in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten nicht nur verlorene Posten zurückgewinnen, sondern auch Gebiete erobern, die bisher der Volkssprache vorbehalten waren. Es gibt nämlich Anzeichen dafür, daß aus der reichen Literatur dieser Zeit, die man in der Indologie als „Sanskrit-Renaissance“ zu bezeichnen pflegt, die volkstümlichen, anonymen Teile, vor allem die beiden Epen Mahābhārata und Rāmāyaṇa, wenigstens zum Teil erst nachträglich aus dem Mittelindischen ins Sanskrit übersetzt worden sind; von manchen Forschern wird dies sogar für Teile der älteren Upaniṣaden behauptet. Wir kommen da, da die Übertragung, wenn sie überhaupt stattgefunden hat, jedenfalls vollständig war, über Vermutungen nicht hinaus, doch die Wahrscheinlichkeit ist groß, zumal wenn man bedenkt, daß selbst die Buddhisten, die Hauptträger des volkssprachlichen Impulses, später ihre heiligen Schriften ins Sanskrit übersetzt haben, so daß uns der Pali-Kanon, dieses älteste größere Dokument in mittelindischer Sprache, nur durch seine Verpflanzung nach Ceylon erhalten wurde; auch die Jainas, heute eine zahlenmäßig schwache, in früherer Zeit aber sehr einflußreiche und gleich dem Buddhismus anti-brahmanisch orientierte Sekte, sind im Laufe der Zeit ganz zum Sanskrit übergegangen. Bei den Buddhisten kam es dabei zu einer Kuriosität, wie sie wohl nur unter den besonderen Bedingungen der älteren indischen Sprachentwicklung möglich war. Die ältesten Sanskritschriften der Buddhisten bieten nämlich kein reines Sanskrit, sondern eine groteske Mischsprache, in der die mittelindischen Formen nur in ihrer Lautgestalt und ohne Konsequenz sanskritisiert sind, während Formenlehre und Satzbau kaum verändert das volkssprachliche Gewand zeigen. Man sieht darin allgemein einen mißglückten Versuch Sanskrit zu schreiben; viel wahrscheinlicher ist jedoch, daß es sich dabei um eine rein graphische Angelegenheit handelt: man schrieb Sanskrit oder Pseudo-Sanskrit, las aber ursprünglich weiterhin Mittelindisch. Später scheint man freilich auch Sanskrit gelesen und sogar neue Stücke in diesem Kauderwelsch verfaßt zu haben.

Ungefähr in dieselbe Zeit wie das erste Aufbegehren der Volkssprache scheint auch die erste und endgültige grammatische Festlegung des klassischen Sanskrit zu fallen; der große Nationalgrammatiker Pāṇini faßt alle bisherigen Bemühungen in einem imposanten Lehrgebäude zusammen. Paninis Grammatik, in der er in 4000 kurzen Regeln die gesamte Sanskritsprache bis in die letzten Details beschreibt, ist

nicht nur eine der größten Leistungen des indischen Geistes, sondern der Wissenschaftsgeschichte überhaupt. Die scharfsinnige systematische Durchdringung des weitschichtigen Stoffes und die philosophische Tiefe der Begriffsbildung haben von je auch in Europa bei Kennern die höchste Bewunderung gefunden; in Indien trugen sie sicher wesentlich dazu bei, das Ansehen des Sanskrit noch weiter zu stärken. Das intensive Studium dieses einzigartigen Werks würde allein genügen, das indische Sprachdenken, ja, indische Geistigkeit überhaupt, zu verstehen. Hier sei davon nur soviel vermerkt, daß die Grammatik rein synchronisch, jeden Entwicklungsgedanken ausschließend, die Sprache deutet, und damit jedenfalls formal dem modernen Strukturalismus näher steht als der herkömmlichen historisch orientierten Methode.

Auch phonetisch ist das Sanskrit in diesen Jahrhunderten zum erstenmal ausführlich beschrieben worden. Auch hier ist die Methodik von einer Präzision, wie sie erst von der modernen europäischen Phonetik wieder erreicht wurde, aber es ist bezeichnend, daß in diesen Traktaten gar nicht mehr die alte Aussprache beschrieben wurde, sondern die frühmittelindische der Zeit ihrer Entstehung, die sich ganz unmerklich anstelle der alten vedischen Aussprache eingeschlichen hatte. Daß die phonologische Struktur einer einmal festgelegten Schriftsprache bei sonstiger Beibehaltung des Textes ganz unbewußt der umgangssprachlichen Entwicklung angepaßt wird, ist auch von woanders her bekannt; im Sanskrit aber, wo lautliche Variationen in hohem Maße zu grammatischen Zwecken verwendet werden, war das der Anfang einer zunehmenden Entfremdung zwischen Lautkörper und innerer Sprachform, der sich in neuerer Zeit immer mehr zuungunsten des Sprachlebens auswirken mußte. Nirgends zeigt sich diese Entfremdung deutlicher als bei einem Teil der Lautlehre, der von der indischen Grammatik „Sandhi“ genannt wird. Fast alle Sprachen der Welt haben eine Neigung, im Satzzusammenhang die Laute am Wortende etwas zu verstümmeln bzw. in der Aussprache dem ersten Laut des folgenden Wortes anzupassen. Da dies meist ganz unbewußt geschieht und auch den Sinn der Aussage in keiner Weise beeinträchtigt, wird dies in der Regel vom Sprecher gar nicht bemerkt und nur ganz selten in der Schrift ausgedrückt; die indischen Grammatiker aber haben diese Erscheinung nicht nur genau beobachtet, sondern auch mit einer Pedanterie ohnesgleichen in komplizierte Regeln gefaßt. Da nun aber gerade die Erscheinungen der Satzphonetik auf alle Änderungen der Gesamtaussprache ganz besonders empfindlich reagieren, darf es nicht Wunder nehmen, daß schon bei dieser ersten Verschiebung in der Aussprache ein Teil der Regeln seinen ursprünglichen Sinn verloren hatte und in der Folge als lebloser Ballast mitgeschleift wurde, ganz zu schweigen von ihrer Stellung in den lokalen Aussprachen des Sanskrit in den neuindischen Sprachen. Mit Recht hat man im Westen seit jeher den Sandhi als besonders typisch für den künstlichen Charakter des Sanskrit angesehen.

Die Einheit der Sprache war zwar nun in dieser zweiten Periode der indischen Sprachgeschichte verloren, aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß dies eine geistige Verödung zur Folge gehabt hätte; ganz im Gegenteil stellte diese Periode, die etwa im 8. oder 9. Jh. ihr Ende fand, sprachlich und literarisch einen besonderen Höhepunkt in der indischen Geschichte dar. Zwar waren Sanskrit und Volkssprache schon so weit voneinander entfernt, daß sie deutlich zwei verschiedene Sprachtypen darstellten, andererseits aber doch noch so einander ähnlich, daß eine intensive gegenseitige Beeinflussung möglich war. Es gab ja auch weiterhin mittelindische Literatursprachen; zwar waren sie von der hohen Literatur, d. h. von Religion, Philosophie und Wissenschaft, ausgeschlossen, aber auf dem Gebiete der volkstümlichen erotischen

Lyrik sind uns einige wertvolle Sammlungen erhalten, und im Drama wurde der Unterschied zum Sanskrit sogar künstlerisch ausgewertet: hochgestellte Personen sprechen darin Sanskrit, während niedergestellte und Frauen sich der Volkssprache bedienen, und zwar je nach dem Charakter der Rolle in verschiedenen Lokaldialekten. Die gegenseitige Beeinflussung der beiden Sprachformen untereinander fand auf verschiedenen Gebieten statt. Vor allem natürlich im Wortschatz. Das Sanskrit hatte nach seiner im Verlaufe der Renaissance vollzogenen Verweltlichung einen steten Bedarf an technischen Ausdrücken aller Art, und es war ganz natürlich, daß man diese aus der mittelindischen Volkssprache übernahm, nachdem man sie vorher einer künstlichen Resanskritisierung unterzogen hatte. In welchem Umfange dies geschehen ist, ist heute nur noch schwer abzuschätzen, denn den exakten Beweis für die Entlehnung kann die Sprachwissenschaft eigentlich nur in den Fällen führen, in denen die Sanskritisierung mißglückt ist, weil das mittelindische Wort von dem Sanskritwort schon so verschieden war, daß der Zusammenhang nicht mehr kenntlich war. Wir können sicher sein, daß man sich dabei gar nicht einer „Entlehnung“ bewußt war; mit der Vorstellung von der Würde des Sanskrit wäre das auch gar nicht vereinbar gewesen; man glaubte vielmehr, nur echte Sanskritwörter zu bilden, die nur eben zufällig im Sanskrit gerade nicht im Gebrauch waren, eine Illusion, der wir in ganz ähnlicher Form auch im modernen Sprachleben wieder begegnen werden. — Anderer Art war die lexikalische Beeinflussung der Volkssprache durch das Sanskrit, die wohl mehr in die Spätphase der hier beschriebenen Periode fallen wird. Hier waren es neben Spezialausdrücken des brahmanischen Kultus wohl vor allem die zahlreichen, oft sehr manierten synonymischen Umschreibungen der Kunstdichtung, an denen die Sanskrit-Literatur sehr reich ist und die das Mittelindische, lautlich nach den Gesetzen der Volkssprache zurechtgestutzt, auch in seine Dichtung übernahm. — Tiefgreifend war auch der Einfluß in der Syntax. Das reich entwickelte, dem des Griechischen noch sehr ähnliche Verbalsystem des Altindischen ist im Mittelindischen immer mehr vereinfacht worden; in der Spätphase haben wir für das Präteritum nur noch eine Bildungsweise, während das Sanskrit sechs besaß. Nun sind diese sechs Bildungsweisen allesamt auch noch im spätesten Sanskrit nachzuweisen, aber das ist nur eine scheinbare Altertümlichkeit, denn sie bedeuten alle dasselbe! Das kann man ja nur in der Weise erklären, daß man die alten Formkategorien zwar aus den überkommenen Texten übernahm, aber für die damit verbundenen Bedeutungsunterschiede, da sie in der wirklich gesprochenen Umgangssprache fehlten, kein Gefühl hatte, sondern die Formen für frei vertauschbare Synonyme hielt. Diese Absonderlichkeit — meines Wissens ohne Parallele in anderen Kultursprachen — zeigt mehr als anderes, wie das Bestreben, das Sanskrit um jeden Preis gegenüber der lebendigen Entwicklung als die letztlich einzig gültige Sprachform zu erhalten, auch in der Grammatik zu einem schweren Mißverhältnis von Inhalt und Form führen mußte.

Mit dem eigentümlichen Verhältnis von Schrift- und Umgangssprache in dieser Zeit hängt sicher auch eine Merkwürdigkeit des Sanskrit zusammen, bei der man gleichfalls in Verlegenheit sein wird, sie — jedenfalls in diesem Umfange — woanders nachzuweisen, nämlich die überreiche Entwicklung der Nominalkomposition. Von der indogermanischen Ursprache hatte das Sanskrit die Fähigkeit ererbt, zwei Nomina zu einem zusammenzusetzen, wie in deutsch Königssohn, Obstgarten, Vaterland. In der vedischen Sprache finden sich wie im Deutschen oder Griechischen nur zwei, höchstens drei Wörter zu einem vereinigt, dagegen ist im klassischen Sanskrit, besonders in der manierten Spätstufe, die Anzahl der Glieder unbegrenzt; das längste be-

kannte (in einem Roman) umfaßt 35 Glieder. Zwei ganz verschiedene Literaturgattungen sind es, die sich dieser Riesenkomposita mit Vorliebe bedienen. In der Kunstdichtung dienen sie vor allem dazu, schmückende Beiwörter zu bilden, die dem Subjekt vorangehen und eine Fülle von Aussagen darüber mitteilen, bevor der dadurch in Spannung gehaltene Hörer erfährt, was überhaupt beschrieben wird. Ganz anders ist die Funktion der Nominalkomposita in der Sprache der Philosophie, besonders der Scholastik und Logik. Hier dienen sie als Ersatz für die Nebensätze anderer Sprachen, die im Sanskrit als eigene Kategorie nur ganz schwach entwickelt waren, und den verschiedenen Arten entsprechen verschiedene Kasus, wie der Dativ dem Finalsatz, der Ablativ dem Kausalsatz etc. Sicher wäre es allzu gewagt, wenn man diese eigentümliche Erscheinung aus dem kulturell-sprachlichen Gesamtzusammenhang herausreißen und ausschließlich aus dem Gegensatz Schriftsprache: Umgangssprache herausdeuten wollte. Aber soviel wird man doch behaupten können, daß einesteils solche Riesenkomposita nur in einer sehr gekünstelten Schriftsprache ohne wirklich lebendigen mündlichen Gebrauch möglich waren, daß aber andererseits dieser Weg vielleicht auch deswegen beschritten werden mußte, weil nicht nur die überkommenen älteren religiösen Dokumente des Sanskrit an grammatischen Ausdrucksmitteln, die die erhöhten logisch-wissenschaftlichen Bedürfnisse der späteren Zeit hätten befriedigen können, noch sehr arm war, sondern auch die Umgangssprache — wie alle Umgangssprachen der Welt — nur ganz spärlich hypotaktische Konstruktionen entwickelt hatte.

Gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends, zu einer Zeit also, in der auch in Europa sprunghafte und tiefgreifende Sprachveränderungen stattfanden, trat das Verhältnis von Volkssprache und Hochsprache in ein neues Stadium ein. Unaufhaltsam war in der Volkssprache die Entwicklung fortgeschritten und hatte nun zu einer weitgehenden Umbildung des alten Laut- und Formensystems geführt. Im Lautsystem waren auslautende Vokale geschwunden und Geminaten unter Ersatzdehnung des vorangehenden Vokals vereinfacht, in der Grammatik war das alte Kasussystem bis auf geringe Reste zerstört und durch ein solches von Postpositionen ersetzt worden. Von einer Koordinierung der beiden Sprachformen, wie sie in der spätesten, Apabhramśa genannten Phase des Mittelindischen ohnehin weitgehend nur noch als eine künstliche Fiktion aufrechterhalten wurde, konnte nun keine Rede mehr sein; das Neuindische war als eigener Sprachtypus geboren, und die mittelindischen Dialekte wurden nun ihrerseits zu toten Literatursprachen, die freilich nicht im Entferntesten an das Ansehen des Sanskrit heranreichten und deshalb auch ziemlich bald in der Literatur nicht mehr verwendet wurden.

Wer aber nun glaubt, diese zweite und nunmehr endgültige Verselbständigung der Volkssprache hätte zu einer Schwächung des Einflusses des Sanskrit geführt, der irrt sehr. Das Ansehen des Sanskrit war ungebrochen, und nur die Art des Einflusses auf die Volkssprache änderte sich nun. Die Lautentsprechungen waren zu kompliziert geworden, als daß man noch wie bisher eine mechanische Übertragung hätte vornehmen können; andererseits hatten die neuen Lautveränderungen zu einem phonologischen System geführt, das in manchem dem altindischen wieder näher stand als das mittelindische. Von nun an wurden also Sanskritwörter unverändert als Lehnwörter ins Neuindische übernommen. Schon die ältesten Dokumente des Neuindischen sind voll davon, und der Zustrom hat die Jahrhunderte hindurch bis heute angehalten. Sicher gibt es da graduelle Unterschiede; in den mehr volkstümlichen Sprachformen ist der Anteil natürlich bedeutend geringer und auch stärker dem lautlichen System

der Umgangssprache angeglichen, während bei anspruchsvollen Texten gelehrten Inhalts oft nur noch die Hilfszeitwörter und Postpositionen erkennen lassen, um welche Sprache es sich eigentlich handelt, aber im ganzen kann doch gesagt werden, daß die modernen neuindischen Sprachen weitgehend nur den grammatischen und syntaktischen Rahmen bereitstellen, in den dann alles, was einer stärker abstrahierten Begriffswelt entstammt, in Gestalt von Sanskritwörtern einfließt. Der europäische Philologe, der ja letztlich doch von dem Sprachempfinden der Romantik geprägt ist und von ihr bestimmte Begriffe von Reinheit, Schönheit usw. mitbringt, wird in dieser Mischsprache zunächst immer ein Greuel sehen und sie gegenüber der vorangehenden Periode als eine erhebliche Verschlechterung betrachten. Aber das heißt eben wieder ganz mit europäischen Maßstäben messen. In Wahrheit war für ein Land wie Indien, das nun einmal den höchsten Begriff von Sprache im Sanskrit verkörpert fand, die Beschränkung seines Einflusses auf den Wortschatz eine merklige Verbesserung. Da das Sanskrit mit seiner nun längst überzüchteten und, wie gezeigt, zugleich entwerteten Grammatik ja doch nicht in alle Ewigkeit eine allen Bedürfnissen entsprechende Schriftsprache hätte bleiben können, war es noch das Beste, den weiteren Einfluß auf das Wörterbuch zu beschränken und den syntaktischen Ausdruck den jugendkräftigen flexiblen und nuancierungsfähigen neuindischen Systemen anzuvertrauen. Tatsächlich erlebte Indien mit der Erkräftigung dieser neuen Sprachform eine neue literarische Blüte, während das Sanskrit wieder mehr oder minder auf seinen ursprünglichen Bereich, die Brahmanenkaste, beschränkt wurde, dort aber nun endgültig zur toten Sprache wurde, in der zwar noch gelehrte Werke, aber keine wirkliche Literatur mehr verfaßt wurde. Freilich ist wichtig, dazu zu bemerken, daß der Inder dies nie als „Entlehnung“ in unserem Sinne aufgefaßt hat, bestenfalls noch als den Versuch, einen durch menschliche Schwäche ruinierten paradisischen Urzustand wiederherzustellen; man kann z. B. in Bengalen, wo der Sanskritisierungsprozeß der Schriftsprache am weitesten fortgeschritten ist, oft die dem westlichen Philologen unfaßbare Behauptung hören, das Bengalische stehe von allen neuindischen Sprachen dem Sanskrit am nächsten. Im übrigen versteht es sich fast von selbst, daß das Sanskrit durch diesen Prozeß keineswegs an Ansehen verlor; im Gegenteil, daß es sich selbst gewissermaßen aus der Verkörperung gezogen hatte und dem gebildeten Inder normalerweise nur noch durch die Wortleichen faßbar wurde, die in der Schriftsprache eingelagert waren, umgab es eher noch mit einem verstärkten geheimnisvollen Nimbus.

Das wurde auch nicht anders in der letzten Periode der Entwicklung, die mit etwa 1800 anhebt und in der wir heute noch leben. Zwar wurde das eigentliche alte Sanskrit durch die Einführung des Englischen und die Schaffung einer modernen indischen Prosa- und Pressesprache noch mehr in den Hintergrund gedrängt, aber gerade diese sozusagen physische Agonie des Sanskrit offenbart deutlicher als jede der vorangegangenen Epochen, daß das Sanskrit und der Kampf um seine Reinerhaltung nur ein Symbol waren für ein Urbild, das zutiefst mit dem Denken der Inder verbunden ist und bleibt, solange sie wahrhaft Inder sind. Denn das Englische, scheinbar als verhaßter Eindringling bekämpft, den man möglichst bald loswerden muß, hat im Bewußtsein des modern gebildeten Inders längst alle wesentlichen Attribute angenommen, die man einst dem Sanskrit beilegte. Ich greife nur einige charakteristische Einzelheiten heraus. Niemand von uns wird die Wichtigkeit und den Nutzen des Englischen als Weltsprache verkennen, aber was der Inder — wenn auch wohl meist nur unbewußt — in es hineinlegt, übersteigt das nach unserem Empfinden Angemes-

sene und trägt deutlich esoterischen Charakter. Zweifel daran, ob man sich in einer anderen Sprache als Englisch überhaupt wissenschaftlich ausdrücken könne, kann man selbst bei den gebildetsten Indern hören, und die Meinung, das Englische sei auch in ganz Europa Universitätsprache, ist allgemein verbreitet. Eine andere Fremdsprache als Englisch zu lernen, wird einem Inder zunächst nur aus praktischen Gründen einfallen, denn sie ist neben dem Englischen ja nur *bhāṣā*, Provinzdialekt, von dem man keine neue Offenbarung erwarten kann; andererseits wird er einen Europäer, der nicht fließend Englisch spricht, für ungebildet halten, eine Auffassung, die sich meist erst bei einem längeren Europaufenthalt langsam verliert. Auch der Charakter des Englischen als Klassensprache ist, leider Gottes, längst gesichert; wie einst bei den Brahmanen, so sichert einem auch heute in erster Linie die Kenntnis des Englischen als der höheren Sprache die soziale Privilegstellung, zu der der darin Ungebildete, mag er noch so tüchtig sein, niemals aufsteigen kann. Auch die Art, wie das Englische in Indien selbst gehandhabt wird, erinnert in vielem an ältere Erscheinungen. Es ist ja kein Geheimnis, daß es sich namentlich im Lautlichen schon so stark vom eigentlichen Englischen entfernt hat, daß es in krassen Fällen selbst von Engländern nicht mehr verstanden wird, aber das ficht den Inder nicht an. Da er das Englische als Menschheitssprache empfindet, kann er darin keine Fehlerhaftigkeit, sondern nur seinen originellen Beitrag zum Weltenglischen sehen; die tatsächliche physische Aussprache eines Wortes, für den Engländer A und O der Sprachpflege, war überhaupt dem Inder, die ältesten Zeiten vielleicht ausgenommen, nie so wichtig, denn er erlebt ja bei einem Wort nur das Begriffliche als wahre Realität, den Lautkomplex dagegen als ein temporäres Kleid, das jederzeit abgestreift und durch ein anderes ersetzt werden kann, eine Auffassung, die in der erwähnten großen Grammatik von Pāṇini auch ganz deutlich begrifflich formuliert wird.

Man wird mit Recht fragen, wie sich denn das hier Vorgetragene verträgt mit den leidenschaftlichen, oft geradezu hysterischen Bemühungen, das Hindi zur alleinigen Schriftsprache Indiens zu erheben? Die Antwort darauf ist nicht leicht, denn einerseits ist das indische Denken nicht so ausschließend und an einem Objekt haftend wie unseres, sondern läßt Doppellösungen zu, wo wir Widersprüche sehen, und andererseits treten in Indien gerade die entscheidendsten geistigen und sozialen Ereignisse zuerst ganz im Unbewußten und einer direkten Befragung durchaus unzugänglich auf, so daß es überaus schwierig ist, Wesen und Ausmaß eines keimhaft bereits vorhandenen echten sprachlichen Selbstbewußtseins zu erkennen und richtig abzuschätzen. Umgekehrt aber kann man feststellen, daß man gerade bei den lautstärksten Vertretern der Hindi-Bewegung, von denen heute im Wesentlichen die öffentliche Diskussion um die Sprachenfrage bestimmt wird, nie ganz das Gefühl los wird, daß sie es in ihrem Innersten gar nicht so ernst damit meinen und im Grunde nur eine Art „Gegen-Englisch“ auf den Thron setzen wollen. Die „Hindi-fanatics“, wie sie vor allem von ihren bengalischen und tamilischen Landsleuten oft abschätzig genannt werden, sind ein selten klares Beispiel dafür, wie ein engstirniger, aus Unverstand und Ressentiments geborener Nationalismus zur völligen Zerstörung der nationalen Eigenart statt zu ihrer Erhaltung führt, und in der Tat kann, wer nur einen kleinen Einblick in die menschliche Seite dieser Bemühungen gewonnen hat, nur von Herzen wünschen, daß es dem indischen Volke erspart bleibt, aus diesen Händen seine neue Hochsprache entgegenzunehmen. Blind gegenüber den reichen grammatischen und semantischen Möglichkeiten, die die gewachsenen Volksdialekte bereithalten, wollen sie einen grotesken Homunkulus zur Herrschaft bringen, ein rein intellektuelles,

nach dem Vorbild des Englischen zusammengezimmeres Esperanto. Wir haben gesehen, daß das Neuindische lange Zeit mit Erfolg den Weg der Entlehnung aus dem Sanskrit beschritten hat, um abstraktere Begriffe ausdrücken zu können; das bedeutete, solange damit auch die originalen sanskritischen Begriffe mitentlehnt wurden, eine wirkliche Bereicherung. Jetzt ist es aber so, daß die Massenfabrikation von pseudo-sanskritischen Wortmonstern in den Laboren der Hindi-Avantgardisten im Grunde nur dazu dient, englisch oder zumindest westlich gedachten Begriffen durch eine sanskritische Lautgestalt ein gut indisches Aussehen zu geben, und man kann mit einer nur leichten Übertreibung sagen, daß, wenn jemand einen Hindi-Artikel mit modernem wissenschaftlichen oder politischen Inhalt laut vorliest, die Aussprache neuindisch, die Etymologie sanskritisch, und die Wortbedeutung englisch ist.

Daß gerade das fremde Englische für die meisten gebildeten Inder eine Art zweites Sanskrit geworden ist, mag manchem von uns als eine absonderliche Verirrung erscheinen, aber es zeigt deutlicher als die Behandlung des wirklichen, historischen Sanskrit, was hier letztlich dahinter steht: es ist die Auffassung, daß es hinter dem Gewirr der zahllosen gewordenen Einzelsprachen eine menschliche Ursprache geben müsse, aus dem Geiste heraus für alle Menschen geschaffen und jedem Menschen in dem Maße zugänglich, in dem er an diesem Übermenschlich-Allgemeinmenschlichen teilhat. Und es gehört zu der Tragik des indischen Volkes, in dem nie ganz die Erinnerung an die paradiesischen Zeiten vor dem Turmbau zu Babel verblaßt ist, daß es in einer ganz unhimmlischen Welt gezwungen war, sich diese geistige Gewißheit mehr und mehr am untauglichen irdischen Objekt bewußt zu machen; und wer noch den Mut hat, sich klarzumachen, daß die Menschheit im gegenwärtigen Zeitpunkt weiter als irgendwann je zuvor davon entfernt ist, auf der Erde Ebenbilder des Geistigen darzuleben, der wird sich auch nicht wundern, daß die sprachliche Krise in Indien augenblicklich ihren Höhepunkt erreicht hat und gerade dem Ehrlich-Einsichtigen von den Schatten der Hoffnungslosigkeit verdüstert erscheint.

Allein, die Erfahrung zeigt, daß gerade scheinbar hoffnungslose Situationen oft den besten Boden für neue Einsichten abgeben, und daß Völker gerade in dem Gebiet, in dem sie die schwersten Krisen durchleben, auch die größten Chancen zu positiven Leistungen haben. Ein Volk, das wie die Inder beinahe schon einen Zustand erreicht hat, in dem es mehrere Sprachen durcheinander gebraucht, ohne in einer einzigen noch wirklich Zuhause zu sein, scheint geradezu prädestiniert dazu, in der sprachlichen Zukunft der Menschheit eine besondere Rolle zu spielen. Und tatsächlich läßt sich bei genauerem Zusehen gerade in den moderneren Auffassungen und Bestrebungen, die dem Englischen und dem Hindi gelten, dieser Hinweis auf Zukünftiges nicht mehr übersehen. Es kann hier nicht mehr gezeigt werden, wie die Idee der Ursprache mit allen Konsequenzen, von denen im Vorangehenden die Rede war, hier schon mit Ansätzen zu einer exakten Spiegelung auftritt, die nicht mehr auf die Bewahrung einer überkommenen Norm, sondern auf die Schaffung einer neuen abzielt, auch stößt man hier auf beträchtliche Schwierigkeiten in der Darstellung, da diese Erscheinungen wie alles auf die Zukunft hin orientierte wenig scharf umrissen, im ständigen Wandel begriffen sind, im Gegensatz zu den leblosen kristallinen Gebilden der Vergangenheit. Aber es mag ja auch so einleuchten, daß jemand, dem die geistig-sprachliche Einheit der Menschheit für eine ferne Vergangenheit stets Gewißheit geblieben ist, die Menschheitssprache auch als ein fernes Zukunftsziel ins Auge fassen kann.

Bevor es aber dem indischen Volk vergönnt sein wird, seinen Beitrag zu diesem Ziel zu leisten, müssen noch viele Dinge geschehen, die weit über den Rahmen des bloß Sprachlichen hinausgehen; allem voran ein neues, wirkliches Selbstverständnis. Solange man nur auf den westlichen Materialismus schimpft und gleichzeitig versucht, westliche Ideen des 19. Jh. als original-indisch auszugeben und schon für die ältesten Zeiten nachzuweisen, solange der Inder nicht den Mut hat, wirklich Inder zu sein, solange liegen die schöpferischen Kräfte Indiens brach, und der Verfall wird weiter seinen Lauf nehmen. Der Europäer aber muß einsehen lernen, daß er sein Indienverständnis nicht auf die Kuriositäten der Vergangenheit beschränken darf, die verschwinden und durch europäische Einrichtungen ersetzt werden sollen, sondern daß Indien seit einiger Zeit auch seine eigene Zukunft hat und es nicht nötig hat, sie von Europa geliefert zu bekommen. Statt die Inder wirtschaftliche und soziale Auffassungen zu lehren, deren Allgemeingültigkeit nachgerade schon die Entwicklung im eigenen Lande in Frage stellt, sollten wir uns lieber rechtzeitig im Vertrauen in die innere Kraft eines Volkes üben, das seine geistige Eigenart in so bewundernswerter Weise durch die Jahrtausende bewahrt hat, denn jeder Fehler, den wir darin machen, fällt letztlich auf uns zurück und kann schwerwiegende Folgen auch für unsere Zukunft haben.

SUMMARY

As in most Asian cultures, in India there has always been a marked difference between the literary standard and the colloquial language. Where as in the West the standard reflects the ever-changing idiom of the educated classes, in India it is supposed to have been regulated once and for all in the shape of Paninean Sanskrit. The paper describes the linguistic history of India as a continuous attempt „to impose a fixed linguistic standard on the culture, or at least to represent it as the only true, if no longer practicable form of language“. The fact that to-day English has unconsciously occupied to some degree the place of Sanskrit in the mind of most educated Indians, clearly shows that Sanskrit was only a symbol for the deep-rooted Indian conception of a universal human language.

The paper is a reprint of the author's inaugural lecture read at the South Asian Institute of the Heidelberg University, on 23rd of June 1965.